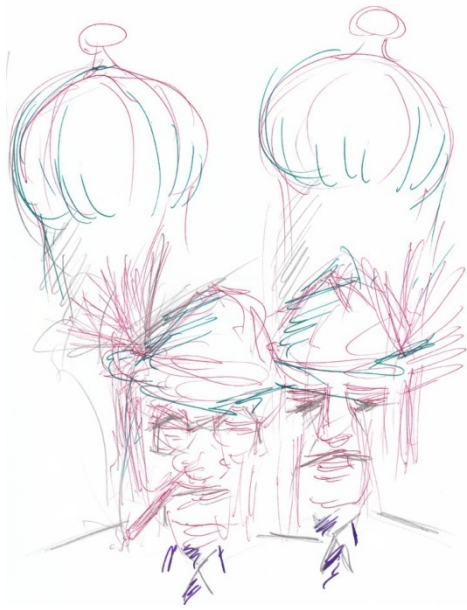


## MÜNCHNER GRANT UND ANDERE LUSTIGE GESCHICHTEN



Ein Literaturduett von **Matthias Mala** und **Robert Stauffer**

Ein Deutschschweizer und ein Münchner. Der eine ließ sich nach Lebensabschnitten in Wien, Budapest und Köln in München nieder, der andere blieb in München hängen. Beide von der typischen Art der Alpenländer: ungläubig, gottesfürchtig, geradeaus und spottlustig. Beide scharfe Beobachter. Beide schreiben über die Stadt München: liebevoll, böse und verquer. Und die Stadt, eine herausgeputzte Landpomeranze, in der Schneider, Friseure, Wurstfabrikanten

und Wirte die Prominenz stellen, eine Stadt wie München, in der jedes laue Windchen zum Megahype hochgelobt wird, kommt beiden entgegen. Sie lesen im Duett aus Ihren Münchner Reflexionen, direkt, mäandernd und hintenrum. Ein Bouquet süddeutscher Sprachkunst.

Matthias Mala, geb. 1950 in München, wirkt seit 1977 als freischaffender Künstler und Schriftsteller. Er verfasste zahlreiche Bücher und Hörspiele, schrieb Comictexte und ein Theaterstück.

Robert Stauffer, geb. 1936 in Bern, Schriftsteller und Übersetzer aus dem Ungarischen, veröffentlichte u. a. Prosa, Hörspiele, Feature. Ehrenvorsitzender des VS in Bayern, Rundfunkrat Bayerischer Rundfunk und arte-Deutschland.

Es handelt sich bei nachstehendem Text, um ein sich fortentwickelndes Projekt. Ein erster Text wurde im Dezember 2003 in der Volkshochschule München im Rahmen der Veranstaltung "Die ganze Wahrheit über Bayern" gelesen. Im Oktober 2004 wurde ein fortgeschriebene Fassung anlässlich eines Künstlerherrenabends im Asamhaus vorgetragen. Eine dritte Lesung mit dem weiter mäandernden Text fand im August 2005 auf der Bundesgartenschau in München statt. Die vierte Lesung, anlässlich der Kulturtag Ludwigsstadt/Isarvorstadt, im Rahmen des 850. Stadtgeburtstages von München, am 27. Juni 2008 in tanz impulse, München, Jahnstrasse 42. Die fünfte Lesung ging in der Karwoche 2009 im Festsaal des Schweizer Vereins an der Leopoldstraße über die Bühne.

## **Robert Stauffer**

In den 18 Jahren, 1958 bis 1976, während denen ich in Wien lebte, 3 Jahre davon pendelnd zwischen Wien und Budapest, lernte ich als Deutschschweizer das typisch wienerische Alltagsraunzen und Granteln, das „die Leut' ausrichten“. Ich mochte diese Haltung, besonders als Zaungast und vorallem weil ich's lernen musste, denn von meiner Herkunft, der Deutschschweiz her, galt diese Lüsternheit nach brummen, knurren, schimpfen, schnauzen, grollen, nörgeln, fauchen, bocken, sich empören, meckern, klagen, aufbegehren, auflehnen, mucken, schmollen, schimpfen, als nicht *comme il faut*. Hier in München, seit 1987, darf ich das wieder. Vor mehreren Jahren habe ich mit dem Schriftstellerfreund Matthias Mala angefangen, die Fortsetzungstexte „Münchner Grant“ zu schreiben, per e-mail einander zugeschickt und zum einen Duett weitergeschrieben. Dabei ist meine Haltung ein eigentlich saublöder Spruch, den mein Vater gerne immer wieder als Ersatz für Religionsunterricht sagte:

„Abraham und Lotth,  
frässä zämmä än Chrotth.  
Abraham hett no nid gnueth  
und frist äm Lotth sini Sunntigsschueh.“

## **Matthias Mala**

1965 war ich Lehrling bei einem Hotelausstatter drüben in der Augsburgerstraße. Die ist nach einem Josef Palmberger benannt, den man Augsburger geheißen hatte. Er war Bote oder Ordinari zwischen Augsburg und München und wohnte in der Gasse nahe dem Sendlinger Tor. Deswegen schreibt man den Straßennamen auch zusammen und nicht auseinander, aber mit der neuen Rechtschreibung ist das heute eh gehupft wie gesprungen. Als ich damals durch die Isarvorstadt stromerte, war sie noch ein Arbeiterviertel, da waren die Fabriken vom Hurth und vom Zettler, Zahnräder und Telefone, und in jedem Hinterhof wurde geschweißt, gesägt und gehämmert. Beim Hurth an der Holzstraße klebte auf einem Trümmergrundstück eine Schaschlikbude. Die Schaschliks dort waren einsame Spitze, der Sud, in dem sie schmorten, war mindestens zwei Wochen alt, so harzig war er, und das Bier aus der Flasche gab's für 40 Pfennig. Um die Ecke in der Klenzestraße war der Ball der einsamen Herzen und nochmal um die Ecke in der Müllerstraße war ein Straßenstrich. Die Schwulen, damals waren es noch Homos oder 175er, tummelten sich drüberhalb der Fraunhoferstraße rund um den Gärtnerplatz.

Manchmal musste ich Sektgläser ins Hotel Kainz am Einlaß tragen. Die Bruchbude steht immer noch. Sie ist längst kein Hotel mehr und war es auch nie, damals war es ein Bordell.

Da stand auf der Theke der Rezeption eine große Plastikkiste voll Pariser. Ich wusste nicht wohin schauen, so peinlich war mir das, mit meinen vierzehn Jahren. Und die Hure, die den Lieferschein unterschrieb, schlurfte im schlecht geschnürten Bademantel herbei. Damals nahm einem Jüngling der Anblick so halb verhüllter Brüste noch den Atem. Oh, wie war ich froh, wie ich da wieder raus war. Nun egal, die guten alten Zeiten, waren ärmliche Zeiten, fast so ärmlich, wie sie heute wieder werden, nur mit dem Unterschied, dass man sich damals seiner Armut wohl etwas weniger schämte.

Und jetzt wo ich seit zwanzig Jahre hier im Viertel wohne, wird es mir immer mehr verlitzen. Früher sah man vielleicht einmal in der Woche einen Porsche durch die Gassen rumpeln, heute kommen sie schon mit dem Rolls Royes Cabrio vorgefahren. Dabei ist es hier ein echtes Glasscherbenviertel geworden. Nach dem allnächtlichen Auftrieb liegen jede Menge Flaschenscherben auf dem Trottoire. Natürlich sind auch dies meist Edelscherben, von Champagner und Absolut Wodka. Dafür siehst du jetzt öfters fußkranke Hunde durchs Viertel humpeln.

Ich frag mich nur, was die Leute hier herzieht. Haare schneiden und Schmuck kaufen befriedigt ja nicht gerade die alltägliche Kauflust. Und die kulinarischen Sensationen rundum sind eher bescheiden. Aber es ist wohl nicht anders wie zu meiner Jugend, als wir in Schwabing um den Wedekindbrunnen herum abhingen. Da war man da, weil die anderen auch da waren, und wenn man von zwei, drei Freunden gesehen wurde, war der Abend schon ein Erfolg. Jedenfalls habe ich unlängst gehört, dass sich seit neuestem die Schwulen von den Heteros in die Zange genommen fühlen. Die sollen mittlerweile gar so keck sein, dass sie die Plätze in den Schwulenkneipen besetzen. Da stellt sich bald die Frage, wem gehört das Viertel? Ich setze da auf die Erbgeneration, die sich gerade in die Wohnungen einkauft. Die werden alsbald für Ruhe und Ordnung sorgen, entsprechende Anträge werden ja bei den Bürgerversammlungen schon gestellt. Dann wird es hier endlich mal nach einem Jahrhundert ruhig, grün und bieder werden, und man wird wieder nur in Hundehaufen und nicht in Scherben treten.

### **Robert Stauffer**

Bei mir sind' s schon 22 Jahre, dass ich Gärtnerplatzviertel, gegenüber dem Europäischen Patentamt, wohne. Heuer sind es 31 Jahre, dass es das Gebäude an der Isar für 40 Mitgliedsstaaten gibt. Schräg gegenüber vom strassenseitigen Ausblick aus meiner Schreibkammer befand sich einmal das Corneliusgefängnis, Hausnummer 33, in dem, bis zum Ende der Nazi-herrschaft, politische Häftlinge in Untersuchungshaft eingesperrt gewesen sind. Von Montag

bis Freitag kann ich sehen, wenn ich zeitig aufstehe, welche protzigen Autos die Patentanwälte und die höheren Angestellten fahren, wie sich der Pfortner bei der Zufahrtsschranke körpersprachlich gibt: Er könnte von der Ferne eingeschätzt ein Direktor sein. Also, die Vorhänge zugezogen weil ich alle diese Einzelerfinder und Unternehmensrepräsentanten, die beim Patentamt ein Anmeldeverfahren beantragen, nicht sehen will. Vor Jahren hat dieser Berufsstand damit begonnen, die Gen-Maus zu patentieren, jetzt verlangen sie massenweise Stammzellenpatente, diese englischen Herren in ihren zeitlosen Trenchcoats, diese im Kurzharschnitt wie Rekrutenschüler aussehenden Anwälte und Agenten aus Zürich, Kanadier, Franzosen, Spanier, Italiener, Türken, wenn sie mit ihren Rollkofferchen das Europäische Patentamt verlassen und auf der Corneliusstrasse glauben, einfach so wie in London, Paris oder Istanbul, ein Taxi herbeiwinken zu können. Das Patentamtsgebäude mit seinen sie umgebenden, leicht parkähnlich und sorgfältig bepflanzten Blumenrabatten, den gepflegten Bäumen und Gebüsch, wendet mich, da der Baukörper unaufdringlich modern und die Fassaden fast grazil gegliedert sind, gemütsmässig immer wieder vom knorpligen Innsbrucker Barock der Innenstadt ab.

Abwenden möchte ich mich auch, wenn ich bei meiner Zahnärztin im Stuhl liege. Nicht wegen der drohenden Behandlung, da bin ich lebenserfahren leidensfähig, auch nicht wegen dem schönen Ausblick vom Stuhl auf die Isar, der Fluss beruhigt vielmehr mein Gemüt, sondern wegen dem grandiosen Strand auf der Corneliusbrücke, diese urbane Schnapsidee der Urbanauten, ein Überbleibsel der Kulturförderung der längst schon gnädig vergessenen Kulturreferentin Dr. Dr. Lydia Hartl. Da wurden auch im vorigen Jahr wieder 52 Tonnen Sand zu einem Kulturstrand auf der Brücke aufgeschüttet. Die Wirte rundum sind ob dieser Chuzpe ziemlich sauer, denn die schikaniert das Gewerbeamt, während der Ausschank im Sand als Kultur durchgeht. Jedenfalls bekomme ich von diesem Anblick die Zahnschmerzen, die mir meine Zahnärztin eigentlich ersparen soll.

### **Matthias Mala**

Neulich, als ich mit Zahnschmerzen vorm Dallmayr stand, spazierte unser Bürgermeister, der Ude Christian, im filzgrauen Mantel zum Rathaus. Er trug den Mantel offen, obwohl es um den Gefrierpunkt war. Wahrscheinlich wollte er seinen schönen langen Schal zeigen. Ein exquisites Stück. Aus Kaschmir, filigran gewebt, buddhistische Farben, ein warmes Farbenspiel mit braunroten und rotgelben Tönen. Der Dalai Lama tät ihn dafür knutschen. Er war auch leicht abgehoben, der Ude Christian, allerdings nicht verklärt, eher ein wenig in sich verschlossen. So mit der Attitüde: ich zeig mich mal, lass mich aber nicht anquatschen. Hätte ich nicht so Zahnschmerzen gehabt, hätte ich ihn angequatscht, was er zu den Radfahrern

auf den Fußwegen sagt. Denn wenn er schon mal für einen kurzen Augenblick Fußgänger ist, müsste er sich mit mir solidarisieren. Ein Mann im Anorak grüßte ihn: "Grüß Gott, Herr Bürgermeister!". Ude neigte sich gravitatisch und schlenderte weiter. Vielleicht öffnete sich sein Mantel daraufhin noch eine Kleinigkeit mehr. Jedenfalls hatte unser Bürgermeister danach eine leichte Rücklage. Doch dann verlor ich ihn aus dem Auge, Ruth kam aus dem Dallmayr. Es standen zu viele Leute bei den Weißwürsten an. Also holten wir sie diesmal aus der Metzgerzeile am Markt. Und obwohl wir die Metzgerzeile dreimal auf und abgingen und Laden für Laden die ausgestellten Weißwürste genau inspizierten, fielen wir wieder drauf rein. Fad gewürzt und zu hoher Schwartenanteil. Es hat einfach keinen Taug, dort zu kaufen.

### **Robert Stauffer**

In meinem längeren Leben habe ich schon mehrere Oberbürgermeister oder Stadtpräsidenten erlebt: einige von Zürich, Wien, Budapest, Köln und München. In den bisherigen 22 Jahren meines Lebens in München lernte ich natürlich den Herrn Dr. Christian Ude auch kennen und konnte ihn beobachten. Schon einige Male führte ich Gespräche mit ihm, "dienstliche" als Vertreter der organisierten Schriftsteller. Und natürlich lernte ich auch seinen sozialdemokratischen Vorgänger und Amtsziehvater, Herrn Georg Kronawitter, kennen. Er konnte in den Jahren seiner Präsenz gut öffentlich reden, kämpferisch, mobilisierend, auch wenn er schon etwas intus hatte, und er konnte sich auch schrecklich versprechen und Fehlleistungen produzieren. Bei einer Rede zur Verleihung des "Geschwister-Scholl-Preises" in der Aula der Ludwig-Maximilians-Universität sagte er "KFZ" statt "KZ" beim Ablesen seines Textes. Ein so eigenartiges Reaktionsgeräusch aus den Mündern von Hunderten von Veranstaltungsbesuchern, eine Klangausformung zwischen Furzen und schmerzhaftem Jaulen, habe ich in diesem grossen Saal weder vorher noch nachher je gehört. Wir sassen einige Jahre, monatlich etwa drei Mal, bei den Sitzungen im Rundfunkrat des Bayerischen Rundfunks nebeneinander, bis ich vom Mittelplatz am linken Flügel des Sitzungssaals mit dem Sperrsitz zwischen den parteipolitisch schwarzen Rundfunkräten und den Gewaltigen Herren von Oper, Schauspiel und Musik, umzog. Was war der Grund? Bei den Linken blies die alte Aircondition von der Decke wie Hechtsuppe und ich hatte in jeder Jahreszeit, nach jeder Sitzung, eine mittlere Verkühlung. Kronawitter wollte mir den Grund meines Platzwechsels nie glauben: "Das steckt etwas anderes dahinter!" sagte er. Aber der Herr Oberbürgermeister Dr. Ude überlegte sich, bei den verschiedensten Einwänden und Gesichtspunkten, die ich ihm vortrug, nie, ob da was dahintersteckt.

Viele bayerische Männer, insbesondere die Oberbayern, bekommen in ihren besten Jahren, also aufs reifere Alter hin, alpenländische Knorpelgesichter. So Holzschnitzer-Nasen und Backen. Der Münchner OB hat auch so ein wie aus Weichholz geschnitztes Kasperlegesicht, das auch an die Masken der spätgotisch-verkrampften Moriskentänzer erinnert. Er ist sehr von sich überzeugt, dass er permanent einen bühnenreifen Auftritt liefert. Darum spricht und prononciert er auch so überdeutlich, betont bei gewissen Wörtern die Endungen so falsch, wie man sie wohl schon in den bayerischen Grundschulen beim Hochdeutschsprechen einpaukt bekommt. Aber er soll eine Mutter gehabt haben, die aus der Schweiz stammte. Aus der französischen Schweiz zwar, also von der anderen Seite des von der deutschen Kultur geprägten "Röschtigrabens". Aus Sympathie zu den Türken habe er sich den Schnäuzer wachsen lassen, aber Urlaub mache er, so vermehren immer wieder die Boulevardzeitungen von München, auf griechischen Inseln. Am Liebsten zu den Zeitpunkten, wo er parteipolitisch unbedingt in München gebraucht würde. Auch er ist ein Kaschmir-Sozialist geworden. Früher war er ein Journalist und Rechtsanwalt. Sein Schreibstil erinnert an das, was man bei Gerichtshändel immer so gerne hört: an Plädoyers, launige Zusammenfassungen von Um- und Zuständen krimineller Art.

Ja, mein lieber Freund, "unser" OB macht das gerne: unerkannt in einer Ecke vom Marienplatz stehen, sich die Fassade seines Rathauses anschauen, so tun, als ob er gerade die Gaststätte "Donisl" verlassen oder sich eben aus Zeitnot stehend eine Weisswurst mit einer Brezen reingezogen hätte, und darum kommt er zu fast jedem Termin zu spät. Soviel Verbindung zum gewöhnlichen Alltagsmünchen hat er noch, ansonsten aber glaubt er zum Beispiel im Kampf gegen Leuchtreklamen auf höheren Geschäftshäusern, sowas zerstöre die wunderbar harmonische Architektursilhouette der Altstadt, die man beim Zufahren auf die Stadt, dann nicht mehr sähe. Von wo aus sieht man überhaupt diese Silhouette? Aus den Fenstern des Maximilianeums, von einigen Hoteldächern und vom Englischen Garten aus. Die Zerstörung einer Stadtgesellschaft durch den Hinbau eines Fussballsportbordells, das sieht er nicht.

### **Matthias Mala**

Also über die Münchner Architektur lass uns lieber nicht reden, da sind ja die Häuseln in Ostermünchen noch bedeutender als die von Denkmalschutz und spießigem Kleinmut amputierte Architektur in dieser Stadt. Sie ist doch nur noch eine Fortsetzung der Bavaria Filmstudios. Mickymausfassaden allerorten. Ganze Prospekte sind nur noch potemkinsche Dörfer vor dahintergestellte Büroschachteln.

Nein, da rede ich lieber über die Kasperlköpfe unserer Oberbürgermeister. Obwohl so richtig geschnitzte Schädel, hatten nur der Kronawitter und der Ude. Der Larifari in meinem Puppentheater wäre unbedingt der Kronawitter Schorsch, während ich den Ude als Wachtelhampeln ließe. Der Kiesel hatte dagegen so etwas bäuerlich Durchtriebenes, so wie der Hinterfotz auf der Bauernbühne. Er entpuppte sich ja dann später auch als ein solcher. Dagegen war dem Hans-Jochen Vogel eher ein pastoraler Einschlag eigen, manchmal wäre er recht gut als Leichenbitter durchgegangen. Unlängst traf ich ihn mal wieder hier am Südfriedhof, er scheint das Fleckerl Münchener Prominentenerde zu mögen, denn ich begegne ihm dort allenthalben.

Den Thomas Wimmer, der erste von den Münchnern gewählte OB nach dem Krieg, habe ich nicht mehr bewusst erlebt. Dafür hatte ich seine Hosen sonntags in der Sonne hängen gesehen. Damals in Harlaching, wo meine Eltern zur Untermiete wohnten. Er wohnte ein paar Straßen weiter. Die weiß gestrichenen Fensterläden an seinem Haus imponierten mir. Das sah schon recht stattlich aus. Meine Mutter zeigte mir das Haus und meinte, wenn ich den Bürgermeister wegen einer Wohnung fragen würde, dann würden wir gewiss eine bekommen, wir könnten dann wieder zusammen wohnen, und ich müsste nicht mehr ins Heim. Ich traute mich aber nicht beim OB zu schellen. Seine Hosen hatten einen so dicken Hintern wie die von meinem Rektor, und mit dem war nicht zu spaßen.

Später dann, Kronawitter hatte den olympischen Vogel als OB abgelöst, trauten wir uns, besser gesagt meine Frau traute sich. Wir waren es leid, in Laim und ohne Heizung zu wohnen. Meine Frau rief beim OB an. Der Herr Oberbürgermeister ist in einer Sitzung. Ja, dann holen Sie ihn heraus, wir sind eine junge Familie in Not. Er kam darauf tatsächlich ans Telefon, war ganz nett, erzählte uns was vom Wohnungsamt, eine Wohnung aber konnte er nicht herbeizaubern. Jedenfalls hat er seitdem bei mir einen Stein im Brett.

Das mit den Wohnungen ist ja schon seit 150 Jahren ein Elend in der Stadt. Schon damals schrieben die Zeitungen, dass akute Wohnungsnot herrsche und es keine bezahlbaren Wohnungen in München gäbe. Damals in den Herbergshäuseln in der Vorstadt, die die Grünen heute so putzig finden, schliefen die Leute mehrschichtig. Die Betten in den Häusln wurden achtstundenweise an Schläfer vermietet. Mit der minderjährigen Tochter des Hauses kostete ein Bett das doppelte. Es waren schauerliche Zustände, und heute werden diese Hütten für sechshunderttausend Euro verkauft. Sechshunderttausend Euro für ein hirnrissiges Denkmal. Da denkt man besser nicht mehr weiter.

## **Robert Stauffer**

Noch einmal etwas zum Komiker und Oberbürgermeister dieser Ortschaft: Als Sozialdemokrat hält er zum Fussballclub 1860 und grämt sich immer wieder, wenn auf dem Balkon des Rathauses die halbstarken Männer des FC Bayern von den Fans bejubelt werden. Dann tritt er mit säuerlich verzogenem Schnurrbart zwischen ihnen auf, winkt der nur mit Souvenirs- und Clubwollschals bekleideten nackten Meute auf dem Marienplatz zu und macht sich fast die eigenen Hosen feucht vor Überschwang und gleichzeitiger Scham. Dieses Fussballsportgeschäft transportiert und projiziert psychoemotional vorwiegend Abwehr von homosexuellem Verlangen. Warum sonst protzen fast alle sogenannten arrivierten Fussballer derart aufdringlich und kitschig mit ihren Bräuten, Frauen, Kindsmüttern und Dreiecksbeziehungspartnerinnen? Schachspiel zu Zweit oder Mah-Jongg z. B., die westliche Abart des chinesischen „Sperlingsspiels“ mit 136 - 144 dominoähnlichen Steinen in 5-6 Serien zu Viert gespielt, ersparten den psychosexuellen Kräfteverschleiss und lässt auch noch für ein richtiges Erwerbsleben mit einem Beruf, Raum und Zeit. Aber nein, die Clubs legen sich Namen zu wie „Die Löwen“, „Grashoppers“ oder „Die Pomeranzen“, in Israel „Die Golan-koscheren“ und in Russland „Die Kaviarbullen“.

Vielleicht ist München eben darum keine Grosstadt, weil hier solche Begebenheiten, sog. Sportler- und Filmschauspieler-Schicksale wie einen Brei von Talg, fein zermahlenem Gekröse und etwas zerschnitzelten Lederhosen, alltäglich zu Informationen und Nachrichten verwurschtelt werden. In London, Rom, Paris, Wien, selbst in Budapest oder Warschau, schreit die ganze Stadt auf, weint und schluchzt tagelang, wenn eine Soubrette vom Lustspieltheater an einer Salmonellenvergiftung gestorben ist, diese Städte verdunkeln sich in der Nacht, wenn ihr Mitbürger, ein Romancier, der vor 38 Jahren seine letzte Romantriologie veröffentlicht hatte, aus Betagtheitsgründen stirbt: Aber in München gibt es nur die zwei einander im Überfluss gleichgestellten Stadtthemen: Oktoberfest und Fussball!

Noch etwas im Vergleich München-London z. B. Jahrelang ist dort das massenbewegende Thema à jour geblieben, ob Prinz Charles seine untreu gewordene Gattin Diana hat ermorden lassen. Das hat Niveau von Shakespear'scher „Königsdramen“-Dimension! Aber Fussball in München ist soviel wert wie eine versoffene und derzufolge schlecht abgefickte Nacht!

## **Matthias Mala**

Du hast was gegen Fußball. Also von mir aus kannst Du was dagegen haben, Fußball ist mir so wurscht, wie dem Aloisius Hingerl, Dienstmann 172 vom Hauptbahnhof, die bayerische



Staatsregierung wurscht war. Deswegen wirst Du von mir jetzt auch keinen Kalauer auf die letzte Niederlage des FC Bayern hören. Ich bin da nämlich völlig ahnungslos. Und solange Du was gegen die Bayern hast, ist es mir erst recht wurscht. Nur auf die Sechziger lasse ich nichts kommen. Wie gesagt, die sind mir zwar beinahe ebenso wurscht wie die Bayern, aber irgendwie interessiert es mich doch noch, in welcher Liga sie spielen. Schließlich hatte ich 1965 dicke Tränen geheult als die Sechziger im Wembleystadion die Europapokalmeisterschaft gegen West Ham United 2:0 verloren. Seitdem ist mir eigentlich immer zum Heulen, wenn ich an die Sechziger denke. Das ist so eine masochistische Zuneigung. Sie lehren einem, Niederlagen zu tragen und damit Größe zu bewahren. Damals als das Barockengerl, der Bundestagsabgeordnete Erich Riedl Präsident der Sechziger war, wäre der Verein beinahe von der Bildfläche verschwunden. Da schrammte er so wie heute auch gerade noch an der Pleite vorbei. Dann hat man den jungen Wildmoser beim Schlawinern erwischt, weswegen sein Papa als Präse hatte gehen müssen. Das nahmen sich dann die Sechziger so zu Herzen, das sie gleich wieder zweitklassig wurden. Beinahe hätte der Papa auch noch die Lizenz für seine Entenbraterei auf der Wiesen verloren, weil unser OB sich so richtig erzürnt aufblähte ob der Schieberei. Doch dann stellte sich heraus, dass der alte Wildmoser diesmal gar keinen Dreck am Stecken hatte, sondern der Filius dem Alten zeigen wollte, wo der Bartl den Most holt. Aber egal, bei der zweiten oder dritten Einweihung des neuen Stadions tupften dann die Sechziger doch tatsächlich nach zehn Jahren zum ersten Mal die Bayern. Seitdem ist es mir wirklich wurscht, was mit dem Verein noch geschieht.

Von mir aus kann die Abendzeitung in Gedenken an die Stadionbaugeschichte vorschlagen, die Kloake in Fröttmaning künftig Wildmoser Kläranstalt und den Schuttberg neben dem Stadion Mount Beckenbauer zu nennen. Überhaupt, es ist richtig putzig, wie die Münchner Boulevardpresse sich sorgt, dass die verstorbene Münchner Prominenz nicht vergessen wird. Seit 1953 der Valentin und der Weiß Ferdl einen Brunnen am Viktualienmarkt bekamen, sind die Denkmäler für die Prominenz eine Herzensangelegenheit der „Abendzeitung“. Dabei ist der Valentin seinerzeit fünf Jahre zuvor halb verhungert und vergessen in Planegg gestorben.

Es ist hier nicht anders wie in Kleinkleckersdorf, wenn der Lehrer stirbt. Da wird auch, kaum dass er unter der Erde ist, eine Straße nach ihm benannt. Hier gibt es dann Brunnen oder Denkmäler zum anfassen. So spaziert nun der bronzene Sigi Sommer tagein, tagaus in die Sendlinger Straße in den Verlag, um sein Manuskript für den Blasius abzugeben, und kommt doch nie mehr dort an. Oder der Helmut Fischer, der ewige Stenz, sitzt jetzt bei Wind und Wetter am Feilitzschplatz herum. Ja, irgendwann werden sie auch für den Terrier vom

Moshhammer, ein Daisy-Denkmal ins Hundeklo im englischen Garten stellen. Der Mosi, Gott hab ihn selig, hat das ja mit seinem Mausoleum am Ostfriedhof der Abendzeitung aus der Hand genommen. Und so ist er wohl um ein Denkmal gekommen. Dabei könnte man ihn in Bronze nahe dem P1 am Eisbach, wo die Nackerten aller Welt ihre neuesten Schamhaarfrisuren präsentieren, aufstellen, so mit Blick rüber zur stillgelegten Klappe, wo die strammen Jungs in Gummianzügen auf ihren Surfbrettern die Eisbachwelle reiten. Überhaupt könnte man die Klappe als Denkmal wiedereröffnen, als Rainer-Werner-Fassbinder-Klappe, hat er ihr doch in seinem Film "Faustrecht der Freiheit" eine Szene eingeräumt. Er war ja nie so richtig prominent, der wilde Mann aus der „Deutschen Eiche“, sonst hätte man eine Straße im Gärtnerplatzviertel nach ihm benannt und nicht so eine öde Parkbucht in diesem elenden Arnulfpark. Bekannt war er schon, aber nicht beliebt und darum war er auch nicht prominent. Denn prominent bist du hier in der Stadt nur, wenn dich die „Abendzeitung“ liebt.

Moshhammer wurde zweifelsfrei geliebt. Er war der Märchenkönig aller Weißwurstzutzler. Und als er begraben wurde hatten die Münchner seit dem Franz-Josef Strauß selig mal endlich wieder eine schöne Leich. Nur den Stoiber hat's gewurmt, weil er wohl dachte, dass wegen ihm, wenn er mal kalt im Kistl liegen würde, die Maximilianstraße nicht gesperrt werden würde. Und recht hat er, dem kräht ebenso wie der fränkischen Königsmörderin Pauli heute schon kein Hahn mehr nach. Aber vielleicht versucht er demnächst wie sie ein Comeback in Latex, um den Seehofer zu stürzen, und wieder an seinen angestammten Platz im Gewächshaus der Staatskanzlei einzunehmen.

### **Robert Stauffer**

Du musst entschuldigen, lieber Matthias, dass ich hier Dein Granteln unterbreche und auch etwas über „Mosi“ erzählen. Wir schreiben einander ja auf eine gewisse Weise chattend. Jede grössere Ortschaft in Mitteleuropa hat einen Modeverkäufer der aus seiner psychoemotionalen und sexuellen Ausformung versucht, ein Charisma zu stilisieren, zu konstruieren, meistens in der Richtung, dass er Frauen übermässig umschwärmt aber ihnen nie zu nahe kommt, weil er sich selbst und manchmal auch seine Knopfannäher-, Reissverschlussburschen oder Stricher liebt und begehrt. Das ist z. B. auch in Zürich so, in Basel und in Wien. Der Wiener Modezar der 60er bis späten 80ern hiess Fred Adelmüller, ein gebürtiger Nürnberger, der von 1909 bis 1989 lebte. Der Basler Modezar hingegen, Fred Spillmann, war ein echter Basler und lebte von 1915 bis 1986 in der Rheinstadt. Beide Herren waren von einer begnadeten Ghettohomosexualität, die sie um Jahrzehnte, bevor die diskriminierenden Gesetzesparagrafen getilgt wurden, paradox aus sich herausstülpten und sich als Narren und Clows aufführten. Wenn es bei Adelmüller in Wien zu Modeschauen kam, trugen die Mo-

dells Kreationen aus Clo- und Krepppapier. Es wurde dabei viel mit mehrarmigen Kerzenleuchtern herumgeschwuchelt und ihre salonartigen Verkaufsgeschäfte waren in reinem Gelsenkirchner Barock eingerichtet; das sind eben die Tempel und die Pontifikalämter der Edel- der Haute Couture. Der Zelebrant ist der schwule Maestro, der vorallem den zwangsheterosexuellen Männern das vollkommene „Objekt Frau“ anzieht. Ein solch' „Hoher Schneider“, zwar ein narzistischer „Männeranzieher“, ist auch „Mosi“ gewesen. Auf seinen Leib geschrieben folgende Dokusoap: Bei einem hochsommerlichen Gartenempfang im noblen Bogenhausen, wo das rechtsseitige Isarufer noch so unberührt und naturbelassen zu sein scheint, wie es Thomas Mann in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts erlebt haben mag, verschluckt Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Dr. Otto von Habsburg, 92 Jahre alt, noch einen Bissen Leberkäs' und mümelt einen kleinen Toast auf den Chipperzeugergastgeber, wird dann von seiner Entourage, da er kleinwüchsig ist, fast unbemerkt aus dem Villengarten zu einem Cadillac hinausgewankt um zum Flughafen gebracht zu werden. Ihre Kaiserliche Hoheit muss morgen schon in Paris sein. Und wer sitzt wenige Sekunden später auf der hochgepolsterten Gartenbank und bechert dem ersten Münchner Herzspezialisten, dem Fernsehkrimischauspieler mit den 6 Ehescheidungen und der abgetakelten Serienschau spielerin zu? „Mosi“ mit der Marquise de Pompadourfrisur aus schwarzem Entenfett. Das Hündchen hat er diesmal nicht dabei, wegen den Isarstechmücken, dafür schwingt er eine beutelartige Handtasche, die man auch für einen Pompadour hätte halten könnte. Wer weiss, ob er darinnen die Werkzeuge für die Schneiderhandarbeit trägt? Das sind die Erzherzöge und Fürsten der Gegenwart in München.

### **Matthias Mala**

Von einem ebenso echten Fürsten wird gemunkelt, dass er in jungen Jahren, zu jener Zeit, als der Rudolph Moshammer noch mit einem Geparden an der Luxusleine über die Maximilianstraße spazierte, durchs Glockenbachviertel zog und sich die hübschesten und potentesten Burschen ins Vierjahreszeiten fahren ließ, wo er sie dann unter den wachsamen Augen seiner beiden Leibwächter vernaschte. Ich habe die Geschichte von einem guten Bekannten, der einer dieser hübschen Burschen war.

Auch dieser Fürst wurde von der „Abendzeitung“ geliebt, er hatte das gewisse Münchener Pomadige, weswegen sie ihn stets korrekt mit seiner Anstandsdame zeigte. Für ein Denkmal reichte allerdings die Liebe nicht. Sei's drum, dem Sommer Sigi fasse ich immer an die Nase, wenn ich an ihm vorbeigehe. Sie glänzt bald ebenso golden, wie das Herzfleckerl vom Pater Rupert Mayer im Bürgersaal. Nur an was glauben im Gegensatz zu jenen all die Leute, die dem Sommer Sigi seinen Zinken betatschen? An den weißblauen Anarchismus? Ich bin ihm

manchmal begegnet. Er hat mich mit seinen wasserblauen Augen angeschaut, und ich hab jedes Mal das Gefühl gehabt, er kennt mich, so tief hat er geschaut. Während wenn ich den Weiß Ferdl im Dachauer Kostüm auf seinem Brunnen am Markt sehe, denke ich öfters an die Münchener Art, alles unter den Tisch zu kehren und mit breitem Hintern auszusitzen.

Der Weiß Ferdl hatte ja bei Hitler einen Stein im Brett. Er war so ein Halbschariger, der es verstand, in dem mitangerichteten Schlamassel gut zu überleben; da hatte er mit den meisten Münchnern was gemein. Darum fragt man auch bis heute nicht, warum nach wie vor nach dem gar nicht so halbscharigen ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Gustav Ritter von Kahr eine Straße benannt ist. Er ist zwar mit Hitler nicht mehr mit zur Feldherrnhalle marschiert, aber am Tag zuvor hatte er sich von dem angezettelten Putsch noch was versprochen und mit dem Braunauer paktiert.

So ist das in der Stadt, urgemütlich, nur kein Streit und schon gar nicht über eine Zeit, die sowieso schon längst vorbei ist und grade mal nur zwölf Jahre währte. Deswegen hat der Platz-der-Opfer-des-Nationalsozialismus keine Hausnummern, sondern stehen die Häuser am Platz am Maximiliansplatz, und deswegen entscheidet man sich hier ruckzuck für eine neue Fußballarena aber trutzt sich seit einem Jahrzehnt mit dem Kultusministerium um ein NS-Dokumentationszentrum. Aber nach diesem Jahrzehnt, hat man wenigstens eine eigene Homepage und vor vier Wochen gar einen Architekturwettbewerb für das Zentrum entschieden. Nur was in München Architekturwettbewerbe gelten, hat man zuletzt an der angedachten Werkbundsiedlung gesehen, da fand sich schnell eine bierblöde Mehrheit, die statt einer gestalterischen Innovation etwas normales Münchnerisches, also so Kastln wie im Arnulfpark, auf dem Wiesenfeld haben möchte. Also dürfen wir uns darauf gefasst machen, dass auch in einer weiteren Dekade nichts geschieht, außer dass noch mehr Gras über die Sache gewachsen sein wird, so dass man am Ende schon gar nicht mehr weiß, warum man wollte, was man nicht wollte. Das ist nicht anders als mit dem Brandfleck am Königsplatz. Da ist nun schon viele Male Gras über den Fleck gewachsen, an dem einmal der Scheiterhaufen loderte auf dem Münchner Studenten die Bücher lebender Autoren verbrannten.

### **Robert Stauffer**

Zum Brandfleck am Königsplatz hat mich ganz persönlich das Verhalten der Stadt München, ihrer Obrigkeit, 1995 sehr enttäuscht und deprimiert. Zusammen mit dem bildenden Künstler Wolfram Kastner habe ich mich für den VS Bayern, für das vegetativ-biologische Erinnerungszeichen zur Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 sehr tatkräftig eingesetzt: Im Jahr 1995 übergaben wir dem OB damals eine Schenkungs-Urkunde. Der Wortlaut: „Als Auftakt

zur Verbrennung und Ermordung von Menschen wurden am 10. Mai 1933 in deutschen Universitätsstädten die Bücher verfemter Autoren auf Scheiterhaufen verbrannt. In der "Hauptstadt der Bewegung", in München, geschah dies, eingeladen und verrichtet von der Studentenschaft der Universität und der Technischen Hochschule, auf dem Rasen des Königsplatzes vor der heutigen Antikensammlung.

Das Erinnerungszeichen daran, in Form eines Brandfleckes am Ort des Geschehens, wurde am 9. November 1995 von Wolfram Kastner als ein Denkmal in der Grasnarbe installiert, das der ständigen Erhaltung bedarf.

Dieses Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum, der Brandfleck, zu dem eine aufrecht stehende und eine Erläuterung enthaltende Aluminiumplatte gehört, wird heute, den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt München geschenkt.

Mit der Schenkung ist die Bitte verbunden, den Brandfleck als stets neu mobilisierendes, Vergangenheit und Gegenwart gleicherweise beinhaltendes Zeichen zu bewahren, damit über die Erinnerung und die Geschichte kein Gras wachsen wird.“

Die Aluminiumplatte befindet sich in der Münchner Asservatenkammer, das ist ein Raum in dem amtlich aufbewahrte Beweismittel bedeutsamer Sachen gelagert werden. Vermutlich steht dort auch die Schenkungsurkunde, die wir in einem halben Plakatformat, gerahmt, dem OB übergeben hatten.

Tableau, lieber Freund! Nicht nur granteln und raunzen wir, wir outen uns dabei auch selber. Dazu gehört für meinen Teil die Tatsache, die ich erst im Jahre 1998 durch meinen Cousin Anton Raschle, Kleinbauer an einem schweizerischen Hügelhang am Bodensee, genauer in Untereggen, erfuhr: Unsere gemeinsame Grossmutter stammte aus Kochel am See, lernte in den 10er Jahren auf dem Münchner Oktoberfest einen Knecht kennen, der gerade den kleinen Bauernhof „Spielbühl“ im Vorderhof von Untereggen gekauft hatte. Sie zog mit ihm dahin, wurde seine Frau und gebar ihm 8 Kinder, darunter als die Jüngste meine Mutter. Grossmutter Hedwig stammte aus einer jüdischen bayerischen Dorf-Familie. Ihre zwei Schwestern wurden in den 40er Jahren deportiert und kamen nie mehr nach Bayern zurück. Also, ich wurde sehr katholisch konditioniert erzogen, war jahrelang Klosterschüler bei Nonnen im Toggenburg und glaubte bis zur Pubertät, Priester werden zu müssen. Warum sollte ich Priester werden? Die jüdisch-katholische Grossmutter meinte, der durch Selbstvergiftung erfolgte, frühzeitige Tod ihres Mannes, müsse gesühnt werden. Meine Grossmutter, eine geborene Wick, war eine ganz übereifrige Katholikin, direkt eine Weihwasser- und Ker-

zenschluckerin. Erlauben Sie mir, die „Moritat“ von meinem Grossvater mütterlicherseits kurz auf Bärndütsch zu erzählen:

Min Grossvattär isch uf näh ganz churligi Art und Wiehs gschtorbä. Als Puhr hett ähr sich immer furchtbahr gärgärät, wenn dähr Fuchs ähs Huähn ztotbissä und ehms s'Bluät usgsoffä hett. Där Hühnerschtall isch bi mim Grossvattär diräkt untäräm Schlafzimmär gsi, und am früäh Morgä het ähr no vom Bett us anerä Schnuär d's Hühnärschtalltürli hochzogä, damit sie hei is Freiä uslouffä chönnä. Einisch hett ähr es Huähn mit Gift igstrichä und die ganzi Nacht uf äm Purehof umelouffe la, damit's der Fuchs verwütscht u de am Gift verreckt. Am andärä Tag hett tatsächlich eis Huähn gfählt und wöll ähr gmeint hett, das sig s'vergiftätät gsi, hett är fürs Mittagässä äs anderigs Huähn gschlachtet und druus äs Suppähüähn kochät. Abär a däm Huähn isch min Grossvattär gschtorbä: äs isch äbä doch s'Vergiftätä gsi, denn min Grossvattär hett ufs Alter gar nimme guät chönne zählä! Das ähr sich sälber vergiftet hett, isch nie usecho."

Diese Geschichte hat sich zugetragen in Untereggen/Rorschach, in den frühen Dreissigerjahren, oberhalb vom Bodensee. Aufgewachsen bin ich somit bis zu meinem 62. Lebensjahr im bis dahin niemals hinterfragten Bewusstsein Christ und Alemanne, vielleicht noch mit einigen Keltenspuren, zu sein.

### **Matthias Mala**

Na, liaba Robert, da ko i ned mitredn, weda Schwyzadütsch no mit m Gift, aba echt Boarisch gehts scho.. Mia hom de Suppnheana aus m Welschen. Rotlända hoafñ s und gem a saubane Brüh hea. Schä gschmakig und schmalzig, do weast wida recht auftriabig, wann s da de eiflößt. De hättst braacht, anno 62, ois hia voa da Tüa, damals warn da no de Walliser Stubn, de Schwabinger Krawalle losganga san. Wei mit so na Suppn im Bauch, hättn Leit no 5 Dog länga grauft. Mei, i war da ja no a Bua, und meine Oidn sann da hieglatsch, um Maulaffn feilzuhalt, aba die Renitenz hot uns ogsteckt und mia ham dann a in da Schui a bissal Rambazamba gmacht, und iagendwia is ma dös bis heid bliam, di Aufmüpfigkeit. Losganga is dös, wei d Schandi a paar Burschn, as Gittarn spuin verbietn woidn. Und nacha hams se sich auf da Leo gfozt. De war dann üba 5 Nächt so voi, wia wann heid a Puplic Viewing mit na Fuaßboiweltmeisterschaft obgenga dat. Oba so sans hoid drauf dä Wachtln, sture Hund, damois wia heid.

### **Robert Stauffer**

Im Oktober 1996 kam hier in München, vor allem in der Boulevardpresse und da wiederum in Fortsetzungen in der unvermeidlichen „Abendzeitung“ das Thema auf, ob man an einem

falschen Ort, z.B. auf dem Marienplatz, Bier trinken darf. Zu jener Zeit noch Bier aus der Dose. Am Fischbrunnen wollte am 24. Juli in jenem Jahr ein 22-jähriger Friseurlehrling einen Schluck in der Sonne geniessen. Polizei war zugegen und ermahnte den jungen Mann: „Hier ist Bier trinken verboten!“. Der Junge sagte: „Ich kann doch mein Bier trinken, wo ich will.“ Falsch: „Nicht frech werden, hier ist Bier trinken verboten!“ war die kurze Antwort des Polizisten. Der Bussgeldbescheid über 136 Mark kam drei Wochen später wegen „Sitzens und Verweilens bei gleichzeitigem Alkoholgenuss“. Das war unbefugte Sondernutzung des Fussgängerbereichs. Der Lehrling musste zahlen. So, in anderen Fussgängerbereichen der Münchner Innenstadt wird nebst Bier auch Wein und Schnaps von den Gaststättenbetrieben, die herausstuhlen dürfen, ausgeschenkt. In der Neuhauserstrasse sah ich eben im vergangenen grossen Hitzesommer einen zwetschgenärschig-birnenbäuchigen, Kurzlederhosenzusammengehaltenen T-Shirträger vor einem Brauereigasthaus im Fussgängerbereich eine Mass trinken, während er gleichzeitig bei geöffnetem Lederhosentürl durch seinen fleischigen, an eine „Dicke“ erinnernden Schwanz die in Urin umgesetzte Flüssigkeit ablaufen liess. Weit und breit war da keine Polizei zur Stelle, bloss ein Mönch in Kutte, der vorüberhuschte, bekreuzigte sich kurz und ängstlich. Eine „Dorfgeschichte“ werden Sie sagen, aber das mit dem fleischigen, an eine „Dicke“ erinnernden Männerschwanz, scheint mir ein ganz spezifisch münchnerisches Trauma zu sein. In Zürich oder Wien regt man sich auf, wenn von Plakaten nackte Damen für Strümpfe oder Stöckelschuhe werben und dabei zwischen dem Schritt das Sinnesorgan zu sehen ist, in das seit Bestehen der Menschheit unentwegt soviel investiert wird, um auf wunderbarer Weise und mit verlässlicher Absicht - durch das selbe Sinnesorgan - der Nachwuchs, die Kinder - auf die Welt kommen. München regt sich auf, wenn das männliche Gegenstück zu sehen ist. Im Jahr 1997 regte sich OB Christian Ude über das Motiv einer Einladungskarte zur Ausstellung des französischen Künstler-Duos Pierre et Gilles im Münchner Stadtmuseum so sehr auf, dass das Motiv zur Werbung verboten wurde. Was war zu sehen? Ein nackter junger Gärtner mit breitkrepfigem Strohhut und einem kleinen Tüchlein um den Hals gebunden, begiesst, bepinkelt mit seinem besten Stück die vor ihm strotzenden Blumen. Das Stadtmuseum musste stattdessen Einladungskarten mit einem Strichmännchen-Herzchen-Vögelchen-Motiv drucken lassen. Das sei „nichts für den Frühstückstisch“ soll der OB gesagt haben. 1. Wie spät frühstückt der eigentlich, da die Post bekanntlich ja erst zu Nachmittagsanfang kommt; 2. Von der sog. „Morgen- oder Wasserlatte“ hat der wohl noch nie gehört und sie an sich selbst noch nie gespürt; 3. Münchner zeichnen sich ganz allgemein durch „Penisneid“ aus bis auf die, die sich „ausg’schamt“ und immer mit einem Zollstock ausgestattet, an der Isar sonnenrösten lassen.

## Matthias Mala

Eigentlich sollten wir nur Nettigkeiten über unseren Oberbürgermeister sagen, denn der OB ist in München sakrosankt. Selbst auf den Kiesel, haben wir nichts kommen lassen, als er dem Schörghuber Gemeindegrund zum Spottpreis zugeschoben hatte. Ein Baulandskandal der gut, sprich folgenlos ausgesessen wurde. Das ist überhaupt die politischste Eigenschaft der Münchner, ihr Sitzfleisch. Ein ungeduldiger Preiß hat es mir mal an den Kopf geworfen: in München geboren, in München geschissen und in München gestorben. Ja, sag ich, recht hat er gehabt, wir haben hier alle Zeit der Welt und müssen deswegen selbst den Tod nicht fürchten. Nur so kann man seit einem halben Jahrhundert die Schwarzen an der Regierung ertragen.

Es liegt wohl am Föhn und am Bier, dass wir so langmütig sind, jedenfalls meinte das Oskar Panizza. Ihn hatte eines Abends in einem Münchner Wirtsgarten mit einem lauen Lüftchen, als er gerade vom Wein zum Bier wechselte, das Gefühl angewandelt, dass es diese Mischung sei, die den Münchnern das Gehirn verlangsamte. Aber so einer wie der Panizza, der gerade noch in Bayern geboren wurde, in Bad Kissingen, also beinahe ein Preuß geworden wäre, jedenfalls ein Zuagroaßter, ein solcher wird München nie verstehen. Und da es mittlerweile eigentlich nur noch Zuagroaßte gibt, werden wir Münchner uns auch nie mehr selbst verstehen können. Deswegen ist für uns jemand, sobald er nur artig Grüß Gott, Kruzitürken und du bläder Hund, du bläder sagen kann, ein Hiasiger. Wir Münchner mögen nun mal auf Dauer keine Fremden.

Die Gemütslage der Münchener ist auch wirklich nicht zu verstehen. 1992 lief die halbe Stadt am Nikolausabend mit Kerzen auf die Straßen, um eine Lichterkette gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit zu bilden. Keine zehn Jahre später strömten Abertausende ins Rathaus, um bei der Unterschriftenaktion der CSU gegen eine doppelte Staatsbürgerschaft zu unterschreiben. Wo kann man hier gegen die Ausländer unterschreiben, war damals die Standardfrage des Publikums an den Rathauspförtner. Wahrscheinlich liegt es doch am Föhn, dass es einem hier so manchmal so grausig das Hirn verdreht.

Ich glaube dagegen, es liegt eher am Wasser. Das Münchner Wasser ist ohnehin das beste und es kommt aus Regionen, die den Kelten mal heilige Stätten waren. Ich meine ja von mir selbst, ich sei ein Urmünchner. Doch so urig, außer dass ich in München geboren wurde, ist es bei mir nicht her. Der Vater aus Franken, die Mutter aus Hessen, und bei den Großvätern dreht es sich dann ins Absurde. Der eine war ein strammer Nazi und Gerichtssekretär in Kassel und mit Roland Freisler gut bekannt, der andere war ein jüdischer Fabrikbesitzer in



Nürnberg. Und aus solchen Stammbäumen werden Münchner gemacht. Jedenfalls ist mein Sohn ein echter Münchner, auch wenn er versehentlich in Pinneberg geboren wurde, schließlich hat er zwei Münchner zu Eltern. Sieben Tage später haben wir ihn bereits in Münchner Wasser gebadet und ihm damit den kleinen Makel früh genug abgewaschen. Deswegen darf auch seine Mutter heute unbekümmert bei den Isarnixen mitschwimmen.

Das mit dem Wasser mag auch der Grund sein, warum die Harlachinger CSU den samstäglich-Badetag für Frauen im städtischen Freibad vor ein paar Jahren per Unterschriftenliste stoppen wollte. Weil mit dem Wasser waschen sich womöglich gar noch ein paar Muslimas zu Münchnerinnen. Es ist eben doch das Wasser das frommt. Deswegen ist das Weihwasser hier auch ein wenig wirksamer als anderswo. Das macht die Münchner somit allesamt ein wenig scheinheiliger als andere Weihwassertupfer. Deshalb war es auch noch nie ein Thema, dass auf der Wiesn die Mädchen ihre entblößten Brüste schaukeln lassen. Ebenso wird es auch bald kein Thema mehr sein, dass die Burschen mittlerweile gleich ziehen und im Festzelt zur Musik die blanken Zipfelklatscher mimen. Die Wiesn ist ja überhaupt nur noch ein durchkommerzialisiertes fernsehgerechtes Remidemi und Massenbesäufnis. Aber auch das ist mir mittlerweile wurscht, ich habe mich dreimal beim Schichtl köpfen lassen und das reicht mir fürs Leben.

Aber weißt du, was das besondere an dieser Stadt ist. Du bleibst hier nicht allein. Du kannst tun was du willst, es werden sich dir immer welche in den Wege stellen, und dir sagen, dass du völlig daneben bist. Der Münchner ist der eingeborene Widerspruch, er muss ganz einfach dagegen sein, wofür die anderen sind. Nur so kann er einem Mitmenschen zeigen, wie sehr er ihn mag.

### **Robert Stauffer**

Als Schriftsteller ist man hier in Bayern und insbesondere in der Landeshauptstadt zuerst immer ein „Literatur-Clown“, das heisst, jedermann der im Alltag eine Aktentasche trägt, abhängig von einem Handy und einem Fächerportemonnaie mit Scheckkarten ist, spricht einen auf die Sprache an: „Wie Sie das formulieren können! So exakt, so originell! Können Sie denn davon leben? In Bern oder Zürich wird man höchstens gefragt: „Gibt es Ihre Bücher auch schon im Antiquariat, kommen Ihre Werke auf Versteigerungen und wird Ihr Verlag an der Börse notiert?“ und in Budapest gibt es nur eine Frage: „Haben Sie schon zu Zeiten des Kommunismus geschrieben und in Ungarn veröffentlicht?“

München sei das „Athen des Nordens“ und die „Nördlichste Stadt Italiens“. Bloss, hier fehlen die Eulen, hier wird nichts Überflüssiges getan. Und Innsbruck wirkt italienischer und

den Dokortitel erwirbt man dort immer noch zwangsloser, günstiger und rascher als an der Ludwig-Maximilians Universität zu München. Der ungarische Dadaist und konstruktivistische Maler Lajos Kassák, der von 1887 bis 1967 lebte und in seinem Wanderjahr 1909 zu Fuss durch ganz Europa kam, auch nach München, dichtete 1922 in seinem grossen Langzeilengedicht „Das Pferd stirbt und die Vögel fliegen aus“:

„die franzosen ähneln sehr den belgiern  
in bayern wohnen die menschlichsten deppen  
möglich dass das vom guten malzbier kommt,

aber es kann auch sein, dass sich bei ihnen die christliche philosophie auf siegellack setzte“

Ich habe dieses Gedicht 1973 in Rom aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzt und gerade bei diesen Zeilen tauchten damals bei mir Erinnerungen an einen Münchenbesuch im Jahr 1959 auf, als ich von Wien per Autostop hierher fuhr, um Museen, Theater, die Oper und Nachtlokale zu besuchen. Damals trank ich zum ersten Mal im Hofbräuhaus eine Mass Bier, nicht in der Schwemme, sondern im 1. Stock vom Innenhof auf einer schmalen Terasse, die noch von der Nachmittagssonne beschienen war. Das Getränk machte mich, wie noch nie in meinem Leben zuvor, derart müde, dass ich auf dem grüngestrichenen Gartenstuhl einschlieff und erst nach Stunden von den Brustballen einer Kellnerin an der Nase angestupst, wachgemacht wurde. Wie sich's gehört, trug ich einen hellen Sommeranzug aus Leinen. Von der grünen, noch nicht richtig getrockneten Anstrichfarbe des Stuhles wurde ich am Hemdrücken und am Hosenboden gestreift wie ein Zebra. Darauf wurde ich aber erst in der Nacht in einer Bar angesprochen und als ich mich am andern Tag im Hofbräuhaus beschwerte, wurde ich als vermutlich „bsuffen gewesener“ abgewiesen.

Was war das zu Ende der 50er Jahre noch eine angenehm dörfliche Stadt und Schwabing ein Stadtteil, in dem wirklich noch Künstler lebten und arbeiteten, nicht Rechts- und Industrieanwälte, Medienfuzzis, Kosmetikchirurgen und parteipolitisch ausgerichtete Zuhälter! Fast jedes anständige Schwabinger Wirtshaus, auch die Tagesbars und Stehausschänken, betrat man durch den Hintereingang, sah sich um, als ob man schon dazugehörte und entschied dann kurz vor dem eigentlichen Ausgang, ob man bleiben wollte. Heute gibt es diese Hinterausgänge nicht mehr, sie sind Fluchtausgänge geworden. Von der Feldherrnhalle bis zur Münchner Freiheit war diese Strasse in den 50ern eine einzige Rennbahn für die neuesten Automobile, darunter vor allem die Porsches. Es gehörte dazu, auf so einer Fahrt mindestens in einer Richtung von den sexuellen Spannungen erleichtert zu werden, aus purem Vergnügen und in gegenseitiger Bereitschaft. An der Leopoldstrasse war, wenn die Wirtshäuser überhaupt herausgestuhlt hatten, die Tisch- und Sesselanordnung so ausgerichtet, dass man

den Blick auf die Strasse geniessen konnte um den Corso der Autos zu bestaunen; heute ist es umgekehrt: Man sitzt so, dass man die Fussgänger auf dem eng gehaltenen Trottoir anstarrt und evtl. anmachen kann. Der Dichter und Romancier Kuno Raeber schrieb seine Romane im „Café Venezia“ und im „Leopold“ waren fast die Stühle noch warm von den Autoren die hier gesessen hatten: Ödön von Horváth, Franz Theodor Csokor, Carl Zuckmayer, Max Frisch um nur einige zu nennen, die zu München skeptisch und kritisch gestanden haben.

„Bayern ist das fruchtbarste Land Deutschlands, und zugleich das geistloseste: es ist das irdische Paradies, bewohnt von Tieren,“ notierte Preussens Friedrich der Grosse, zwar auf französisch..

Ja, „München leuchtete“ in Thomas Manns „Gladius dei“. Das ist Vergangenheit! Heute ist es so: Über den schrecklichen Plätzen und feisten Säulentempeln, den karikierenden Monumenten und verkrüppelt gedrechselten Barockkirchen, den schlingernden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen der Residenz schrammt sich schmierig ein Himmel von weiss-blau gerauteter Seide. Dazwischen erheben sich, völlig ohne Respekt und Anstand erbaute, schon bei der Verlegung der Betonarmierung missratene, künstlich verbogene Hochhäuser mit Fassaden aus entspiegeltem oder reflektierendem Glas. Je nachdem was man zu sehen erlaubt. Aber diese herzigen, gemütlichen Kandelaberchen bei den Fassadennischen mit der kleinen Muttergottesstatuette, diese niedlichen Lämpchen, in die früher der Hausmeister bei Dämmerungsbeginn eine brennende Kerze stellte, sind endgültig verschwunden.

### **Matthias Mala**

Nein, mein lieber Freund, wir haben ja beide, ehe wir den Bleistift fürs Schreiben spitzten, etliche Jahre Transparentpapier bekritzelt, und darum graut es mir ebenso wie dir, über Architektur in München zu reden. Deswegen war mir die Hochhausdebatte, die der alte OB Kronawitter angestoßen hatte, ja auch ganz lieb, weil da ging es nicht um Architektur. Da ging es um geschmäckerliche Lüftelmalereien. Da schnitt ein alternder Münchner Scherenschnittchen vom betulichen Anno dazumal und die anderen Alten stimmten seinem Volksbegehren zu. Das war possierlich und verquer und passte wie der Rauhaardackel zum Münchner. Verkehren wir dagegen lieber die Dimension und fahnden nach dem Großen im Kleinen. Betrachten wir dazu nur das neu entstandene Gewürfel am Marstallplatz und hier nur ein Detail am Glaskasten der „Max-Planck-Gesellschaft“: Die Lüftungsklappen in der vorgehängten Glasfassade. Es sind schmale Streifen schmutzigen Glases, dicht mit bräunlichen Staubflocken besetzt; unsinnige Winkel, ungeplante Farbfelder, teilweise durch Wind

und Wetter aus der Flucht verwunden. Das ist Dilettantismus. Markanter Murks. Aber vielsagend für das Bauen in München. Darum scheu ich mich, darüber zu reden, möchte die Strafe Imhoteps, des göttlichen Architekten, nicht herbeirufen. Ebenso meide ich auch ganz bestimmte Wege, sonst löst sich für mich die Stadt auf. Sie zerbröseln dann, wird dissonant und zerspringt zu dysmorphen Gemäuer.

Darum müssen wir auch gar nicht mehr über die Lokalitäten an diesem zerstückelten Ort reden, diesem Stenzenauftrieb hinter der nachgeäfften Bürkleinkulisse. Das sind Kneipen, in denen wird man nie heimisch werden. Verschwinden sie, berührt das einen ebenso wie die Neugestaltung der Betriebskantine bei „Hertie“. Schau das alte „Roma“ oben, wo sie die Maximilianstraße zerhackt hatten, dort wo man ins Kunstforum hinabstieg, um zwischen die Neonwände der Leuchtinseln zu bieseln. Sind die eigentlich noch da? Ich war schon lange nicht mehr da unten. Egal seit Januar ist es weg das Roma. Seit es die Iris Berben hatte, war ich eh nie mehr drinn. Wieso auch! Es gab keinen Grund mehr, dorthin zu gehen. Schlechten Kaffee von blasierten Aushilfskellnern bekam ich auch anderswo. Und die Zuppa Romana wäre dort kein zweites Mal mehr erfunden worden. Zuletzt hatte ich im „Roma“ der Elfriede Jelinek zugehört, wie sie mit einer Freundin über diese und jene klatschte. Sie saß in der Nische hinter mir und flüsterte mir quasi direkt ins Ohr, wenn sie mit der Freundin tuschelte. Ich saß also da, hatte die Jelinek im Ohr und die Zuppa Romana in der Vitrine im Blick, das passte zusammen. Ihre Stimme hat ja eine schöne Melodie, so eine warme Tristesse, fast wie der Wiener Zentralfriedhof im Sommer. Als sie den Nobelpreis bekam, wird ihr die Berben gewiss keine Büste ins Roma gestellt haben. Die weiß auch sicher bis heute nicht, dass einst in ihrem Laden die Zuppa Romana erfunden worden war. Sie wurde dort wirklich erfunden. Doch darüber hat noch niemand ein Geschrei gemacht, so wie über die Erfindung der Weißwürste im „Ewigen Licht“. Wahrscheinlich liegt es daran, dass du nach drei Stück von dieser Cremetorte nicht das Würgen kriegst, so wie es bei den Weißwürsten ja der Fall ist. Die dritte bleibt dir nämlich immer am Gurgelzapferl hängen. Drum essen auch die Kenner immer zwei Weißwürste und eine Stockwurst. Weil die Stockwurst zwischendrin beschwert den Magen.

### **Robert Stauffer**

Meine Grossmutter mütterlicherseits, eine Jüdin aus Kochel am See, hat mir mal in der Kindheit auf Schwitzerdütsch gesagt, es sei gefährlich, Weisswürste, die man übrigens neben dem knackigen St. Galler-Schübling auch auf der Schweizer Seite des Bodensees kennt, beim Einkaufen über den Haupt- oder Dorfplatz zu tragen. (Für München wäre das dann der Marienplatz.) Man müsse 6 immer in dem Viertel kaufen, in dem man lebe, aber niemals über

den Kern der Ortschaft hinaus. Auch solle man diese Würste nur paarweise kaufen. Und später sagte sie, ein Ehepaar, das eine ungrade Zahl von Weisswürsten esse, habe ein Problem. Vielleicht ein religiöses oder die Liebe sei nicht mehr so gut. Das sagte die Grossmutter.

Wenn „Dallmayr“, wo ja auch Weisswürste gekauft werden können, wirklich ein vornehmer Laden wäre, würde die Verkäuferin am Weisswurststand fragen: „Bitte, gnädige Frau, wo wohnen Sie, wohin wollen Sie die Weisswürste tragen?“ Und: „Wir verkaufen nur im Paar!“

### **Matthias Mala**

Oh nein, Robert, mein Schweizer Freund, bei „Dallmayr“ würde man Weißwürste nie paarweise verkaufen. Weißwürste kauft, kocht und kaut man stückweise. Aber aus Kochel kam zu Omas Zeiten nur die Elektrizität für München und Weißwürste drehte man dort nach dem Hörensagen, woher sollte sie daher auch wissen, dass einen der boarische Gottseibeius holt, sobald man Weißwürste paarweise ordert. Obwohl in einem mag sie ja recht gehabt haben, denn instinktiv trage ich meine Weißwürste vom „Dallmayr“ niemals über den Marienplatz heim. Ich schleife immer hinten herum durch die Sparkassenstraße und dann über den Markt nach Hause. Gleichwohl geht mir der ganze Weißwurstkult auf den Nerv. Aber was soll's, die Mehreren lassen da nicht aus. Wir Münchner sind ja so brauchumsversessen, dass wir uns alle Jahre wieder zum Oktoberfest in die verspeckte Krachlederne und ins lumpige Rupfendirndl zwingen, um uns dann im Bierzelt gegenseitig die Hintern zu reiben und zu wärmen. Und das Ganze eigentlich nur, um dem Rest der Welt zu zeigen, was für urige Viecher wir sind und wie richtig all die Klischees über uns sind. Ja, wir sind deppert und kropfert, und wer's nicht glaubt, dem machen wir es schon glauben.

Aber sei's drum, selbst wenn du ein aufgeklärter Münchner bist, ja solch seltene Exemplare soll es geben, und du dir deswegen den ganzen dumpfen Sepplmuff vom Leibe hältst, sobald es zum Schwur kommt und jemand die Münchner Lebensart verunglimpft, schwingst du wie weiland der Schmied von Kochel den Hammer. Dann redest du selbst die Weißwürste vom „Tengelmann“ noch zur Delikatesse und die belgische Plärre vom Löwenbräu zum besten Bier der Welt. Glaub mir, ich weiß wovon ich spreche. So konnte ich einmal im „Augustiner“, als eine japanische Familie Weißwürste aß, nicht an mir halten. Sie schnitten die Würste in Scheiben und verschlangen sie mit Haut und scharfem Senf. Kannst du dir vorstellen, was sie zurück in Japan den anderen Japanern über unsere Weißwürste erzählt hätten. Eben! Also sprang ich auf, eilte an ihren Tisch, nahm dem Vater das Besteck aus der Hand und zeigte ihm, wie er seine Weißwurst aus der Haut zu rollen hatte, schob ihm den scharfen Senf vom Teller und löffelte ihm süßen Senf dazu. Dann gab ich ihm sein Besteck zurück und

ermunterte ihn, das Gelernte seiner Familie zu zeigen. Er tat es in bester Samuraimanier, und ich dankte es ihm dafür mit einer vorbildlichen Verbeugung.

### **Robert Stauffer**

„Käse löst die Zunge“ las ich vor Jahrzehnten in der Speisekarte eines Landgasthauses in der „Buckligen Welt“ in Ostösterreich. Unvergesslich die zwei Übernachtungen im Hochsommer, wenn in aller Herrgottsfrühe aus der dem Wirtshaus angeschlossenen Metzgerei das jämmerliche Todesquieken der Schweine zu hören war, bevor sie geschlachtet wurden. Und dann die feine Landluft, vermischt mit dem süsslichen Geruch von frisch geflossenem Schweineblut.

Mich verwundert nichts mehr was die Verkluderung und Verschluderung der Kochkünste und der Bekleidungsmanieren anbelangt. Als ich im 2. Drittel der 80erjahre nach München kam, war es gerade in gewissen In-Restaurants Mode, Hühnerschenkel mit Blattgold umwickelt, zu essen. Blattspinat wurde dazu gereicht und als Voesser tat sich ein ehemaliger deutscher Bundespräsident hervor, der noch jetzt bei grossen Begräbnissen, wenigstens bei Fernsehübertragungen, zu sehen ist.

### **Matthias Mala**

Diese Stadt ist ja sehr bewegt, lieber Robert. Scheinbar bewegt. Da saust und flitzt man von einer Ecke zur anderen, dreht und wendet man sich und ist der pure Fortschritt, dabei steckt man zumindest geistig doch fest in der Hirschledernen. Überhaupt psychologisch sehr interessant, wie der Münchner sein Beharrungsvermögen durch Mobilität verschleiert. Als wir uns neulich bei der Beutelschneiderin, die diese schönen bunten Geldbeutel für viel Geld näht, an der Ecke Klenzestraße trafen, hatten wir ja Glück, dass wir drei Worte wechseln konnten, ohne von den Radfahrern zusammengestangelt worden zu sein, die uns umkurvten. Aber wir waren vorsichtig und bewegten uns nicht, auch hielten wir mit unserer Gestik soweit an uns, dass uns nichts geschehen konnte. Wir sollten uns aber doch besser Räder zulegen, sonst kommen wir sicher noch unter die Räder.

Nun, ich halte es gegen die Radler mittlerweile so, dass ich, ehe ich das Haus verlasse, im Eingangsspiegel meine Kampfhaltung visitiere. Ist das Kinn gut gereckt? Die Stirn in steile Falten gelegt? Der Blick wotanisch und die Brust gebläht? Probehalter noch die schneidende Zurechtweisung: Da ist die Straße, Depp damischer! zwischen gebleckten Zähnen hervorgezischt, dann kann es los gehen.

Fürwahr als Fußgänger bist du mittlerweile der Paria der Straße. Ich denke daran, mir einen Golfschläger zuzulegen, um mich der Radler zu erwehren. „Eisen Nummer Vier“ scheint mir

hierfür angebracht, oder die „Big Berta“, ein Abschlageisen für Flüge über 150 Meter Weite. Obwohl, wenn man noch ein bisschen zuwartet, erledigen sich die Radler gegenseitig selber. Ich stehe manchmal auf der Isarbrücke und schaue zu, wie sie sich auf der Piste nach Wolf-  
ratshausen jagen und aus den Satteln werfen. Das hat schon Turniercharakter. Ja, man sollte die Radfahrer mit Golfschlägern ausrüsten. Vielleicht kann man dann wieder flanieren in dieser Stadt.

Doch das wird wohl ein frommer Wunsch bleiben. Denn zum einen verstehen die Menschen nicht mehr zu flanieren. Wie auch, in Jeans kann man eben nur hatschen. Zum anderen sind die Boulevards zu Laufsteigen und Rumpelkammern verkommen. Eingeschnürt zwischen parkenden Autos hier und abgestellten Fahrrädern dort bewegt man sich im Ausfallschritt vorwärts, um ganz Kavalier den Entgegenkommenden in gekonnter Florettmanier auszuweichen und dazu noch ein tänzerisches Solo zwischen den aufgestellten Wirtshaustischen hinzulegen. Da gibt es neben anerkennenden Nicken auch noch soliden Beifall in der Art: Kannst nicht aufpassen, du blindes Huhn!, wenn man die Latte Macchiato balancierende Kellnerin in Schräglage versetzt oder einen Überholenden durch unmotivierten Tempowechsel zwingt, ein Hundehäufchen platt zu treten.

Nur gut, dass der Stadtrat unter Federführung unseres Oberbürgermeisters diese „Stolpersteine“ des Kölner Künstlers Gunter Demnig aus der Stadt verbannte. Wir wären sonst vor der Beutelschneiderin sicher auf einer Gedenktafel für einen ehemaligen Münchner gestanden, den man dort aus seiner Wohnung in ein KZ verschleppt und totgeschlagen hatte. War doch das Glockenbachviertel einst das Judenviertel der Stadt. Jedenfalls die orthodoxen Juden wohnten hier Tür an Tür. Ihre Synagoge in der Reichenbachstraße durfte der Mob 1938 nur plündern aber nicht anstecken. Die Brandgefahr für die umliegenden Häuser war zu groß. Wohl dem, der einen funktionierenden Brandschutz hat. 32 Jahre später aber, 1970, zündeten Unbekannte das jüdische Altersheim in der Reichenbachstraße an. Sieben Menschen starben damals, Münchner, die das KZ überlebt hatten. Auch für sie wird kein Stolperstein gesetzt werden.

Doch das weiß nur noch, wer bereit ist, zurückzuschauen und sich für sein Viertel interessiert. Die geschorenen und tätowierten Hänflinge, die mittlerweile das Quartier erobern, schert so was nicht. Die plagt nur die Sorge, mit welchem Schmäh sie die Miete für ihre trendige Wohnung zusammenkratzen und in welchem Inlokal um die Ecke sich ein heißer Gespieler abschleppen lässt. Außerdem sind wir als Münchner ohnehin schon hinlänglich dafür gestraft, dass wir einst zur Hauptstadt der Bewegung wurden. Dafür büßen wir schon lange genug. Also vergessen wir das mit den „Stolpersteinen“, auf denen wir gestanden wären,

während uns Radler umkreisten. Frau Knobloch von der jüdischen Gemeinde hat es ja dem Oberbürgermeister vorgekauft. Man darf die Namen der Opfer nicht nochmal mit den Füßen treten. Recht hat sie, sie ist ja auch eine geborene Münchnerin.

### **Robert Stauffer**

Die Dimension der „Stolpersteine“ in München ist situiert in einer Stadt, die seit dem Frühjahr 2003 z. B. mit den „Fünf Höfen“ zwischen der Theatinerstrasse, Maffei-, Salvator- und Kardinal-Faulhaber-Strasse eine luxuriöse Insel metropolitaner Urbanität demonstriert. Die Ästhetisierung des Klamottenkaufens verschränkt sich hier mit der Ästhetik der Überredungsstrategien der Architektur, der Augenshopping-Mall einer Bank, die Kunstausstellungen anbietet für die permanent nachwachsenden Debutanten. Man geht über Strassen und Trottoirs, unter unseren Füßen die Geschichte von Jahrtausenden, in Chroniken wenigsten einige hundert Jahre davon erfasst und beschrieben. Und wir gehen, besonders in grösseren Städten, immer über Blut und Leichen, verkrustet, verstaubt, zu Asche geworden vor einiger Zeit. Darüber wurden Häuser gebaut, andere Strassenführungen angelegt. Wir hören nicht mehr die Schreie der Gemarterten am Pranger, die letzten Rufe standrechtlich Erschossener, das Heulen der Alarmsirenen, die Detonationen, das Rauschen und Prasseln der Bombardements. Und die Erinnerungen daran sind lästig: der ohrenbetäubende Lärm der Teufeleien aller Zeiten dringt nicht mehr in die Lunch-Pausen in chic gestylten Cafés und Bistros. Warum dann in Stöckelschuhen von „Stolpersteinen“ behindert werden? Die Haltung vom Oberbürgermeister, fast dem ganzen Stadtrat und der anmassenden und ungebildeten aber ungemein publicitygerigen Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, die vulgo „Zwiebelcharly“ genannt wird, gehört zu den Geschichten, die man nach Gottfried Kellers „Die Leute von Seldwyla“ weiterschreiben sollte.

### **Matthias Mala**

Jede Stadt hat ihre Originale, Menschen, mit einem besonderen Spleen, die die ganze Stadt kennt. An diesen etwas Verdrehten erfasst man die Gemütslage der Städter am ehesten. Richtet man die Münchner nach ihren Originalen, weiß man oft nicht, wer von beiden verdrehter ist, der Münchner oder sein Original. Die Gänsefrau, lieber Freund, wirst du wahrscheinlich nicht mehr gesehen haben; als sie durch die Münchner Gassen lief, spaziertest du über die Ringstraße in Wien. Sie schob eine Gans im Kinderwagen durch die Stadt, daher ihr Name. Man erzählte sich, dass sie es nicht überwinden habe können, dass ihr Kind bei einem Bombenangriff getötet worden sei. Also setzte sie an Kindes Statt den Seelenvogel in den aus Peddigrohr geflochtenen Kinderwagen.



Das älteste bekannte Münchner Original war der Lohnkutscher Franz-Xaver Krenkl. Sein Grab am Südfriedhof wird heute noch gepflegt und an Allerseelen bekommt er wie andere Prominente auch ein Gesteck von der Stadt. Er überholte einst im englischen Garten mit seinem Fuhrwerk die Kutsche König Ludwigs I. Beinahe eine Majestätsbeleidigung. „Wer ko, der ko!“, rief er dem verdutzten König zu, und hatte sich damit auf Ewigkeit als wahrer Revoluzzer ins Gedächtnis der Münchner eingeschrieben.

Heute sind sie rar geworden die Originale, da greift die Kunst der Pillendreher; freilich kommen ihnen immer noch einige aus und leben ohne Psychoeinpfeif munter weiter. Einen ehemaligen Münchener Kardinal haben wir ja schon als Papst in Rom. Und einen Jesus hatten wir ja auch lange bei uns im Viertel, bis man ihm schließlich vor der Stadt eine Wohnung zuwies. Du weißt, das war das Männlein, das sich im Rupfenkaftan, mit Hirtenstock und selbst geschnitzten Schuhen wie aufgezogen in Tippelschritten bewegte. Es war faszinierend ihn mit den rudernden Bewegungen seines Stockes tippeln zu sehen. So währnte man ihn meist in Eile, obgleich er nur langsam vorankam. Ab und an sehe ich ihn noch über einen S-Bahnhof wackeln. Er ist aber ein recht unwirscher Jesus. Jedenfalls hörte ich ihn öfters mit Leuten schimpfen, die ihm in die Quere kamen.

### **Robert Stauffer**

Halt!: Diesen kleinwüchsigen Heiland sah ich vor einigen Jahren noch im Gärtnerplatzviertel, insbesondere erlebte ich ihn einmal als Kunde in dem einzigen und einmaligen Münchner Schrauben- und Mutterngeschäft in der Utschneiderstrasse. Zu jeder Zeit muss man dort Schlange stehen, warten, bis man von einem Fachmann ganz genau die Schraube und die dazu passende Mutter aus tausend von Schublädchen hergeholt bekommt, die dann auch exakt passt. Der Jesus aber drängelte sich vor, räckelte sich, krüppelmitleidheischend um seinen Bugholzkrummstab und verliess wüst schimpfend das Geschäft, als ihm einer der fast würdigen Verkäufer sagte, hier müsse jeder warten bis er drankomme. Soll ich soweit gehen und mich erinnern, dass er sich immer besonders viel Zeit nahm, langsam tänzelnd entlang der Fensterfront des Wirtshauses und Hotels „Deutsche Eiche“ zu gehen?

### **Matthias Mala**

Auffällig ist es schon, dass in München die Verdrehten gleich Heilige werden. Freilich ist das gegenüber dem, was in Jerusalem geschieht, marginal. Dort steigen ganz normale Leute aus dem Flugzeug und laufen anderntags in ein Bettlaken gehüllt durch die Via Dolorosa und predigen Umkehr und Weltuntergang. Jerusalemsyndrom nennen das die damit befassten Psychiater. Es ist aber keine sehr arge Verdrehtheit. Nach ein paar Tagen im Spital steigen

die Patienten wieder als ganz normale Leute ins Flugzeug. Davon sind wir hier gottlob weit entfernt.

### **Robert Stauffer**

Vor einigen Jahren ist ein seltsamer Münchner Heiliger gestorben, das Väterchen Timofej. Nach dem Krieg hatte es ihn hierher verschlagen. An der Schutthalde am Oberwiesenfeld hat er sich ein hübsches Stück Land angeeignet und darauf eine Hütte und eine Kapelle gezimmert. Soweit so gut. Es war eine Art von Landbesetzung, wie sie nach dem Krieg gang und gäbe war. Doch dann im Vorfeld der Olympischen Spiele wurde der seltsame Kauz mit einem Mal zum erklärten Liebling der „Abendzeitung“, weil man das von ihm besetzte Gelände samt den Schwarzbauten planieren wollte. Eine Schmach- und Schluchzgeschichte vom Einsiedler wurde da in die Welt gesetzt. Timofej wurde zu einem vor den bösen Stalinisten geflohenen Väterchen, das gemeinsam mit seinem Weiberl, in der Klause in Josephs-ehe lebend, für die Jungfrau Maria betete. Die Zutaten waren derart rührend, dass es die Obrigkeit nicht wagte, was sie an jedem Hausbesetzer und Schwarzbauer exekutiert: Knüppel aus dem Sack und die Abrissbirne schwingen. Väterchen Timofej durfte also bleiben und das Reitstadion, das auf seinem Grund errichtet werden sollte, wurde nach Riem verlegt. Das Gesamtkunstwerk Olympiagelände wurde ein wenig sparsamer. Aber das merkte keiner so richtig. Hat doch bis heute auch kaum einer mitbekommen, dass damals am Oberwiesenfeld für einen kurzen Atemzug Architekturgeschichte geschrieben wurde. Indes der Sieg wurde gebührend bejubelt. Sogar ein Kinderbuch mit der rührseligen Geschichte entstand.

### **Matthias Mala**

Ich wusste von ihm von einer guten Freundin, die ihn manchmal besuchte, um mit ihm russisch zu sprechen, dass er ein weibstoller Schnorrer gewesen sei. Sie hielt es selten lange bei ihm, weil seine russische Rede meist voll Anzüglichkeiten war. Einmal sah ich mir seine Kapelle an, eine windige Bude vollgestopft mit unglaublichem Kitsch. Da stand er schon hinter mir und wollte für die Besichtigung Geld. Doch für diese groteske Geschmacklosigkeit wollte ich nichts geben. Abends, wenn er diesen hellblau gestrichenen Blech- und Bretterverschlag verschloss, beobachtete ich ihn hin und wieder, wie er die bösen Geister vertrieb. Dreimal links und rechts spuckte er an seiner Kapelle vorbei und schreckte dazu den Gehörnten mit gezielter Geste. Das war ungelogen ein schönes Bild, das bärtige Männlein im verschatteten Garten, ein Stück ursprüngliche Frömmigkeit behütend, das war feinstes Tai-gakitsch, da fehlte nur noch der Chor der Donkosaken.

Mein Bub spielte oft am Olympiaberg und strawanzte bisweilen durch den steinigen Garten des Alten. Einmal bat er Timofej um ein Glas Wasser. Der aber forderte dafür Geld von dem Kind. Da es aber keinen Groschen dabei hatte, goss er das Wasser aus und jagte es schimpfend davon. So war der fromme Timofej, das Original vom Oberwiesenfeld.

### **Robert Stauffer**

Nachdem man ihn begraben hatte, nannte ihn die Münchner Presse einen Heiligen. Unser Oberbürgermeister, beinahe selbst schon ein seltsamer Heiliger, sprach gar von einem Stück Münchner Nachkriegsgeschichte, das zu Ende gegangen sei. Und zusammen mit ein paar Grünen und einem esoterischen Wunderheiler dachte er darüber nach, die, so Originalton Ude, „Schwarzbau-Idylle“ zu erhalten. Timofej-Museum heißt dieser Blödsinn jetzt, und damit er auch recht lange Bestand hat, hat er auch an einem Büchlein mitgewirkt, in dem der Alte Schnorrer verklärt wird. Das heißt, wenn kein Blitz in die Hütten fährt, bleibt uns dieses ultrakitschige Ensemble auf ewig und drei Tage erhalten. Das wird dann so ein Denkmal wie das Pissoir an der Schellingstraße werden, das dort in hundert Jahren noch stehen muss, nur weil einst Joachim Ringelnatz ein Gedicht darüber geschrieben hatte. Dabei wird an dieser Rinne schon Jahrzehnte nicht mehr geschwätzt. Und kaum einer, der daran vorübergeht, weiß überhaupt, was das für ein Häusl war, indem alle paar Jahre wieder ein Jeansladen pleite geht. Nur gut, dass dem Ringelnatz sein Tabakladen mit dem rauchenden Skelett im Schaufenster zu seinen Lebzeiten schon pleite ging. Ansonsten hätten wir noch ein Ringelnatzdenkmal mehr in der Schellingstraße. Aber irgendwie habe ich jetzt doch das dumpfe Gefühl, dass es mit der Fassbinder-Gedächtnisklappe am Eisbach etwas werden könnte.